

Verlag Bibliothek der Provinz

Attila Boa
ZUR VERTEIDIGUNG DER
TRAURIGKEIT

Essay

Attila Boa
ZUR VERTEIDIGUNG DER TRAURIGKEIT
Essay

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-359-2

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-1010 Wien, Sonnenfelsgasse 7/26
www.bibliothekderprovinz.at



I

Streifungen sind es, keine Gedanken mehr, ein grobes Aneinandergeraten nur noch mit Gedanken, mit den nützlichen Gedanken, die die Welt existieren machen, und zwischen Irritationen, kurzen gedanklichen Schauern, dazwischen breitet sich qualvolle Stille aus – breitet sich die Leere aus, der ich mir so sicher war, auf die ich vertrauen wollte, die ich als Einziges immer ganz nahe heranließ an mich. Die Leere, auf die ich so stolz war. Ich hab sie hereingelassen, sie hat sich bei mir ausgebreitet, sie besetzt den ganzen Raum, den ich zum Dasein habe, ufert aus. Die Leere, auf die ich einmal so stolz war, jetzt könnte sie mir gestohlen bleiben, jetzt würde ich anstandslos in einer randvoll angefüllten Welt leben bleiben, egal in welcher Welt, *in* einer Welt, würde mich zu benehmen wissen, mich gewöhnen, hätte ich nur eine Welt, eine ganz gewöhnliche, meinetwegen kleine, meinetwegen dumme Welt.

Jetzt hat sich ein weißes Nichts meiner bemächtigt, jetzt sind die Gedanken selten und das Schweigen ist gegenwärtig. Es wird zu keiner kleinen, dummen Welt mehr kommen. Ich werde mich damit abfinden, dass

mich etwas nur zufällig und flüchtig berührt, werde mich daran gewöhnen, dass Menschen vor mir stehen, die nicht existieren, werde aus Gewöhnung durch die Menschen hindurch sehen, bis auf kurze, verwirrte Augenblicke, die sie mir später zum Vorwurf machen werden, bis auf die Anfälle einer Existenz, bis auf die in meinen Augen bereits krankhaften Anfälle, in denen sich kurz die unterdrückte und unförmige Hoffnung verrät, an die ich nie glauben wollte und an die zu glauben inzwischen ganz lächerlich wäre. Längst habe ich, geschlagen mit einem chronischen Stolz, das Ende der Hoffnung verkündet – die Hoffnung aber hat sich nicht umbringen lassen, verwahrlost und formlos wuchert sie im Untergrund und umschließt mich mit einem erstickenden, verwirrenden Gestrüpp, mit Erstickung selbst.

Und doch ist es ein Vorantasten von Anfall zu Anfall, von Berührung zu Berührung, dazwischen nichts als unruhiges Abwarten, ein langsames, vereinzelt durchbrochenes, stockendes Verdursten und Ertrinken, ist in der nie verheilenden, nicht auslöschbaren Krankheit mehr Leben als im Nichts dazwischen. In dieser Luft umgibt mich schleichende Übelkeit, es riecht nach totem Tier.

Natürlich bin ich traurig, muss das noch gesagt sein? War die Traurigkeit nicht immer die einzige Konstante? Mich sinken lassen, um festen Boden unter die Füße zu bekommen, mich sinken lassen auf den Flaschenboden der Existenz. Wie befreiend kann die Traurigkeit sein, wie vertrauenerweckend – nachdem ich lange um mich geschlagen, nachdem ich immer nur ins Leere gegriffen habe, nachdem ich – was für ein unsinniger Reflex – mich in einem trüben Teich von Einbildungen über

Wasser zu halten versucht habe, mich nach einem Ufer gesehnt – wozu? Muss sich nicht jeder entscheiden zwischen der Lüge und der Traurigkeit?

Wie nahe doch ist die Traurigkeit der Entrückung, der Erleuchtung. Sie ist von ihr vielleicht nur unterschieden durch die Verzweiflung, die ich in ihrer Gegenwart andauernd empfinde, weil ich mich darüber hinaus mit dem Gefühl eines Verlustes quäle. Wie dumm bin ich? Ließe sich die Erleuchtung nicht ohne Exerzitien erreichen, fiele sie mir nicht aus Gnade einfach so zu, wenn ich nur eins dazu beitragen könnte: aufgeben? Gibt es keine Einsamkeit, die sich genügt? Die sich in nichts auflöst? Gibt es keine Liebe, die nicht festhält, die nirgendwo hin will?

Es ist unhöflich, traurig zu sein. Es widerspricht der Etikette. Ich muss mich entschuldigen, in letzter Zeit war es besonders schlimm. Eigentlich war es immer gleich schlimm – aber die Traurigkeit hat in letzter Zeit Gefallen gefunden am lauten Sprechen, am Wüten und Kaputtmachen. Sie ist ihrer melancholischen Jugend entwachsen.

Jetzt soll sie den Namen Depression tragen, mit dem ich nichts anfangen kann. Hier ist meine Traurigkeit, hier bin ich, hier ist nichts. Welchen Teil dieser verschworenen Gemeinschaft soll ich mit dem Begriff der Krankheit bezeichnen? Die Traurigkeit, selbst eine alles verzehrende, alles verhindernde Traurigkeit als Krankheit zu sehen, setzt die Bereitschaft voraus, sich in Stücke reißen zu lassen. Dieser Zustand ist mir zu nahe, als dass ich darin eine Krankheit erkennen könnte. Eine Heilung davon wäre letal. Sie müsste mich zerteilen, meine Empfindungen beenden, meiner Existenz einen neuen Namen finden. In einer Welt, in der Hoffnungslosigkeit, Todessehnsucht und die verzweifelnde Leere zur Krankheit erklärt werden, ließen sich auch meteorolo-

gische Ereignisse oder Planeten zu Krankheiten erklären, sie müssten nur genügend bedrohlich erscheinen. Im Grunde verbirgt sich dahinter nichts als die zutiefst irr tümliche Vorstellung eines Anrechts auf Gesundheit und Harmonie.

Dagegen fällt es mir leicht, den Begriff der Krankheit auf mein gesamtes Menschsein anzuwenden. Es liegt darin mehr Einsicht in die irrwitzige Entgleisung, als mir überhaupt bewusst sein kann. Könnte es mir gelingen, diese Schmerzen und Fieberkurven, diese Entzündungen und Delirien zu benennen, würde ich für dieses eine Mal nicht die Krankheit isolieren, sondern mich selbst. Dann ließe sich vielleicht auch über den verhängnisvollen Gedanken einer Heilung nachdenken: eine Heilung von mir selbst...

Kein einziger, alltäglicher Blick aus den Fenstern dieses Kaffeehauses kann mich über die Befangenheit hinwegtäuschen, die mich zu einem untauglichen Zeugen der Wirklichkeit macht. Mein pausenloses Grübeln gilt nichts, weil es nur unter dem verheerenden Vorbehalt gilt, dass ich ein im Denken gefangener Mensch bin. Also unter dem Vorbehalt, dass ich ein dummer Mensch bin und mir selbst im Wege stehe.

Meine Gedanken haben sich in die unschuldigen Szenen vor dem Fenster verbissen, haben sich überhaupt über das ganze Leben hergemacht, sich zu Feststellungen und Erkenntnissen verstiegen, von denen nicht loszukommen ist. Mit all meiner Wahrheit bin ich völlig fehl am Platz. Ich weiß genau, irgendeine dieser lauten Figuren schaut zu mir rüber mit einem schiefen Blick und bemitleidet mich. Irgendein Dämon, ein Dämon des richtigen, des echten Lebens, steht nur fünf

Schritte hinter meinem Rücken oder verbirgt sich hinter einem Mauervorsprung und denkt sich: Mein Gott, bist du traurig!

Und doch, gilt nicht für alle, was für mich gilt? Mein Zustand muss auch der Zustand von jedem sein. Das erscheint mir der einzig mögliche, der einzig aufrichtige Weg. Mir gelingt weder die Bescheidenheit noch gelingt mir die Arroganz, mich für anders zu halten.

Sich von keinem unterscheiden, sein wie alle. Vertraulich mit den Tieren sprechen und den Tierbesitzern, mit Frau Soundso und Herrn Ebenfalls, durch die Stadt gehen wie durch ein Kinderbuch, durchs Leben wie durch aufgeschlagene Doppelseiten, in den Tagen blättern, weiterblättern in die Berge und aufs Land, wo auf jedem Hügel eine Ziege steht und wo nachts die Gemsen schlafen. Endlich grüßen dich die Steine von unten, die Äste winken von oben und du verstehst dich gut mit Gegenständen. Die Gemeinsamkeit mit den Gegenständen suchen – und dann klappt das Buch zu und das Bewusstsein meiner Anämie steigert sich zu großer Klarheit.

Ich kann meine Hinfälligkeit keiner Idee unterordnen, die mich retten würde. Ich kann nichts genügend wichtig nehmen, nicht einmal mich selbst kann ich genügend wichtig nehmen. Mit Sehnsucht, mit einer im Grunde hasserfüllten Sehnsucht schaue ich in all diese saturierten und empfindungslosen Augen, versuche, einen Hauch ihrer Selbstzufriedenheit zu atmen, versuche, einen schmutzigen Rand dieses vollgefressenen öffentlichen Raumes zu besiedeln, und verberge meine Schwäche sofort in dem flüchtigen Windschatten jeder vorüberziehenden Gewissheit, jeder anerkannten Großartigkeit.

Und doch, ich kann es nicht: an all das glauben.

Der Ansturm meiner Mitmenschen, mich zu retten, wird immer beengender. Wo die Traurigkeit sichtbar wird, beginnen plötzlich sogar kluge Menschen von Erfüllung und Glück zu sprechen. Sie überschlagen sich in verzweifelten, in unglaublichen, aus völliger Hilflosigkeit geborenen Heilsrezepten. Sie stemmen sich an meiner Stelle gegen eine Flut, die erst dadurch zu bedrohlicher Höhe anschwillt.

Es ist nicht die Traurigkeit, die mich zu diesem böartigen Versuch der Befreiung zwingt, es ist die Illegalität, in die wir die Traurigkeit abgedrängt haben. Die Traurigkeit, die wir gefangen setzen, wird uns dadurch bedrohlich.

Die Schule der Einsamkeit: durch den Wald gehen und über Felder, und dabei genau zuhören, wie mich die Dinge anschweigen. Angesichts einer übermächtigen Spannung und doch im Zustand permanenten Zerreißen.

An welche Vorstellung meines Daseins will ich mich halten? Wird es nicht Zeit, aus diesem desolaten Irrgarten überkommener Begriffe und Wahrheiten auszubrechen? Jede Sehnsucht nach Rückbindung an einen mythologischen Ursprung ist endgültig aus dem Konzept geraten. Ich täusche mich nur noch über das ungeheuerliche Maß an Opportunismus hinweg, das meinem provisorischen, im dauernden Umbau erstarrten Menschenbild zugrunde liegt. In unbeobachteten Momenten spiele ich mit einem Stehplatz in der Ewigkeit und mit einer Seele auf Wanderschaft. Mit einem schalen Gefühl erzähle ich mir selbst die Märchen, die mich in den Schlaf wiegen. Und doch habe ich letztlich nichts in der Hand als einen nass-

kalten Darwinismus. Das spärliche Licht eines unruhig flackernden Geistes.

Wenn Unruhe und Traurigkeit die einzigen Konstanten meines Lebens sind, wenn sie mir aus der brennenden Trennlinie nach dort, wo ich die Welt vermute, unerschöpflich entgegenfließen, wenn sich alle meine Regungen und Handlungen auf die Fremdheit in der Welt beziehen, sollte ich nicht so ehrlich sein, auch nur darin meine philosophische Ruhe zu suchen? Ist es nicht an der Zeit, wirklich außer Acht zu lassen, was ich nicht mehr glauben kann? An der Zeit, jener Logik einen Raum zu geben, die sich hinter meiner Traurigkeit verbirgt?

Der Versuch einer kleinen, privaten, von der Hoffnung befreiten Anthropologie. Der Versuch zu einer Expertise der Nüchternheit. Endlich die Türen zu mauern, um dem quälenden Gedanken an Befreiung zu entgehen.

II

Es gibt einen spezifisch menschlichen Schmerz, den Schmerz über den Verlust. Schon in den Mechanismen meines Denkens, in den Bedingungen meines Bewusstseins scheint ein permanentes Gefühl der Ausgrenzung festgeschrieben zu sein. Eine Unruhe, eine prekäre Lage innerhalb dessen, was ich als Welt erkenne.

Kein Hund würde einem verlorenen Knochen länger als zweimal hinterherbellern, ich dagegen trauere einer absoluten Harmonie hinterher, als wäre ich der Stellvertreter für die ganze Menschheit, die dieser Harmonie seit abertausenden von Jahren verlustig gegangen sein soll. Einer Harmonie, die einzig in meinem Denken existiert, und die ich mir einzig zur Erklärung meiner Unruhe herbeiphantasiert habe.

Als gäbe es nicht genügend gewöhnlichen Schmerz, nicht genug Hunger, Kälte und Einsamkeit, lebe ich in einer Überverlassenheit, einer gegen den Menschen gerichteten kosmischen Ungerechtigkeit, einem Urschmerz. Auf diesem großen, unsere Spezies bestimmenden, allem Anschein nach aber im Grunde völlig irrationalen Schmerz gründet sich der große systematisierte Irrsinn unserer weltanschaulichen und religiösen Konzepte. Das Gefühl der Unruhe ist real, dagegen ist die Vorstellung dessen, worauf sich dieses Gefühl zu beziehen habe, ist das, was ich verloren zu haben glaube, in schwindelerregendem Maße hypothetisch.

Ich projiziere mit Gewalt ein absolutes Glück in die Vergangenheit und, wo ich schon dabei bin, gleich auch in die Zukunft, einzig damit die schmerzende Leerstelle meiner Empfindung ein würdiges, ein paradiesisches Gegenüber erhält. Ich schein einem unerbittlichen, blind auf Ausgleich fixierten Mechanismus zu folgen, der dem Denken eines Wahnsinnigen angemessen wäre, wenn er sich eine seiner feldherrlichen Begabung ent-

sprechende, napoleonische Wirklichkeit konstruiert. Einem Mechanismus, der meinem Denken nicht erlaubt, nur die eine, die wirkliche Seite zu denken, die diesem verlogenen Diskurs zugrunde liegt: die Seite der Verlorenheit.

Diese larmoyante historische Selbstisolation ist geradezu definitionsgemäß das grundlegende geistige Verhaltensmuster unserer Art. Eine allfällige Befreiung daraus kann nicht eine Befreiung aus unserer Existenz, aus unserer Physik sein, sondern müsste die Befreiung aus unserem Bewusstsein bedeuten. Es wäre nicht eine Befreiung des Menschen, sondern eine vom Menschsein. Es müsste uns mit taschenspielerhafter Eleganz gelingen, das Gefühl der Verlorenheit als solches abzulegen, noch bevor wir uns mit den Mythen zu seiner Ummantelung befassen – ein Vorhaben, um das sich wenige philosophische und spirituelle Konzepte auch nur bemühen. Ein für uns grundsätzlich erträgliches Leben müsste auf der Demontage unseres menschlichen Wesens gründen, also auf dem Verzicht auf ein spezifisch menschliches Leiden – zumindest aber auf der Einsicht, dass etwas an unserer grundlegenden Konstitution schlicht falsch sein könnte und der Demontage bedürfte.

Eine Befreiung dagegen, die auf ein Ideal, auf etwas Erhabenes, auch nur auf etwas Gutes hinzielt, hat sich gerade damit disqualifiziert. Das Gute in seiner Erscheinung als eigenständige Größe ist im Zusammenhang mit unserer Existenz immer nur der eingebildete, konstruierte Gegenentwurf, nur die schale Reaktion auf unseren lebendigen Zustand der Unruhe. Die Idee des Göttlichen glaubt einen Gegenpol zu schaffen, sie glaubt ein Gleichgewicht mit dem Gefühl der Verlorenheit herstellen zu können – was dem einzig angemessenen Umgang mit diesem Gefühl diametral entgegen-

steht: dem Versuch, sich ihm zu verweigern. Natürlich wird in diesem Irrtum der göttliche Gegenpol vergleichsweise blutleer und inexistent bleiben, und die ursprünglich beklagte und durchlittene Spannung erhält einen festen Platz in einem in seiner Unerbittlichkeit noch gesteigerten System.

Die Vorstellung einer Rettung, die dergestalt naiv auf unserer Verlassenheit, genauer auf unserer pathologischen Fehlleistung eines permanenten Gefühls der Verlassenheit aufbaut, kann nicht anders als versagen. Jeder Gott, auch nur schon die Vision eines grundsätzlichen Glücks, wird immer abhängig bleiben von der perpetuierten Existenz des leidenden Menschen. Wir nehmen unser misslungenes Wesen zum Ausgangspunkt für unsere Definitionen des Heils und zementieren damit den Kern unserer Verzweiflung erst recht.

Noch schlimmer: Ab jetzt werden wir unser Leiden nicht einmal mehr nüchtern und unbefangen sehen können, weil uns dauernd die Vorstellung eines fundamentalen Nicht-Leidens dazwischengerät. Die innerlich zwingende, stete Praxis der Unruhe verliert sich in einer geistigen, einer religiösen oder sozialen Umtrieblichkeit, die sich nicht mehr nur auf den schmerzenden Punkt der Existenz richtet, sondern sich im vermeintlich mehrdimensionalen Raum eines Weltbildes zu bewegen glaubt. In dieser Spiegelfechtereie verlernen wir, den wunden Punkt wirklich zu berühren.

Der Grundfehler liegt in der Irrtümlichkeit der Symmetrie: Die negative Seite ist lebendig, manifestiert sich andauernd in unserem Inneren, in unserem Bewusstsein, der positiven Seite jedoch müssen wir dauernd künstlich Gestalt verleihen, sie ist nichts als ein Konstrukt – wir müssen an sie *glauben*.

Das Göttliche oder das Gute entwickelt ein Eigenleben, dessen prägende Merkmale die permanente Notwendigkeit seiner Konstitution, die sublimale Angst vor

seinem Zerfall, seiner Entlarvung, und der Makel seiner existenziellen Minderwertigkeit gegenüber dem Leiden sind. Ihre eigentliche Inexistenz kompensieren Gott und das Heil mit ihrem einzigen Joker: der Freiheit, zu etwas *Absolutem* auszuwuchern – mit verheerenden Rückwirkungen auf die Wirklichkeit.

Positive Konzepte sind in jedem Fall lächerlich, schon weil sie positiv sind. Die nüchterne Betrachtung unserer Bestrebungen, dem Leben ein Ziel und damit einen höheren Sinn zu verleihen, fördert eine groteske Anhäufung des Scheiterns zutage, ein ins Absurde gesteigertes Versagen, über das man endlos spotten könnte, wenn sich angesichts der Opfer der Spott nicht in Beklemmung verkehren würde. Eine göttliche Ordnung, eine ordentliche Politik, ein harmonisches, ein erfolgreiches Leben – warum nicht gleich das heilige Ebenmaß des Einzellers? Warum angesichts der augenscheinlichen Haltlosigkeit unserer Verhältnisse nicht gleich in Panik ausbrechen oder mit Gewalt zurück in den Mutterleib? Alle Prediger und Ideologen, alle Adepten einer Befreiung entlarven sich irgendwann als bis auf die Knochen erschrockene Friedhofsgestalten, die sich täglich von Neuem zwischen den Gräbern ihrer Eltern verlaufen und mit aller Grausamkeit das Recht auf die Wiederherstellung ihrer Naivität einfordern.

Es gibt keinen denkbaren harmonischen Zustand des Menschseins. Jede allfällige, auch nur annähernd umfassende Harmonie müsste vormenschlich sein und damit vergangen. Sich mit Idealen auseinanderzusetzen, bedeutet im erträglichsten Fall Regression. Für sie zu leben ist feige und blind. Selbst wenn es nur Geschichten sind, die sich bemühen, einen konstruktiven, gesunden Hintergrund zu behaupten – sie sind lächerlich und eine

Zumutung. Wie glaubwürdig und lebendig ist die Geschichte von Hiob, solange er von Gott und Teufel gebeutelt und zugrunde geprüft wird – und am Ende darf er ein Himbeereis haben.

Friede, Harmonie und Versöhnung sind keine eigenständigen Größen, sie sind Sternschnuppen. Sie haben nicht mehr als den Bruchteil jener sofort verblassenden Existenz, wenn sie als Werkzeuge unseres Geistes im Kontext des unmittelbar empfundenen Leidens, des wirklichen Konfliktes aufblitzen. Ohne ihr Gegenüber, ohne einen realen Gegner sind sie nur noch langweilig oder erstickend. Seit Gott gnädig ist und uns Menschen liebt, ist er verdächtig. Er fällt unter den Verdacht, eine Fieberphantasie der Anämie, eine zweifelhafte Ausdünstung unserer Eigenliebe zu sein. Wäre er wenigstens dunkel und unberechenbar geblieben – er hätte täglich Gelegenheit, seine Existenz unter Beweis zu stellen.

Nicht an das Absolute zu glauben, ist heutzutage eine Frage von Ehrlichkeit und Moral, sofern uns solcherlei Haltungen überhaupt zu eigen sind. Der Glaube an eine übergeordnete Wahrheit ist nicht nur Anstiftung zu Feigheit, sondern führt historisch gesehen zu Verbrechen und Grauen. Es ist mir unvorstellbar, wie man sich einer Gruppe anschließen kann, die sich *für* die Verwirklichung einer Idee, die Errichtung eines Systems, die Schaffung oder Bewahrung von höheren Werten einsetzt. Welche Leichtigkeit hat dagegen die Entscheidung, *gegen* eine bestimmte Unterdrückung oder Ungerechtigkeit, gegen irgendeinen Zustand – oder auch gegen beliebige Windmühlen zu kämpfen. Der Unterschied scheint akademisch, ist aber fundamental: Alle Bestrebungen, die aus dem Bewusstsein des Guten heraus begründet wurden, sind zu Katastrophen ausgeartet. Erst im Namen des Guten wird der Mensch wirklich bestialisch.

Wir sollten uns auf die Betrachtung des Schlechten beschränken, so etwas wie ein Ideal nur in der Milde- rung des Schlechten sehen. „Das Gute, dieser Satz steht fest, ist stets das Böse, was man lässt.“ Wilhelm Busch in der ironischen Tiefe seiner Humanität. Solange sich eine Handlung nur auf die Vermeidung oder Verhinderung eines bestimmten Missstands bezieht, bleibt sie wenigstens angemessen: Der Augenblick der Befreiung von einem Übel ist machbar. Dagegen entlarvt sich die Befreiung vom Übel an sich, jede Annäherung an ideale Verhältnisse, jeder Anbruch goldener Zeiten sofort als Lüge – eine für den Gläubigen absolut unerträgliche Enttäuschung, die er nur in blindwütiger Fortsetzung seines Kampfes zu immer absurderen Ausmaßen verbergen kann.

Eine einzige Handlung, ein einziger Gedanke kann in einer subtilen, gefährlichen Durchmischung von beiden unterschiedlichen Beweggründen getragen sein: indem wir einerseits auf die Veränderung eines realen, vorhandenen Missstands abzielen und andererseits einen höheren, ideellen und zukünftigen Zustand herzustellen versuchen. Ersteres gestaltet sich als schrittweiser, mühsamer Prozess, der andauernd seiner Überprüfung an der Wirklichkeit standhalten muss, Zweiteres macht uns den Weg frei zu kreativem Despotismus, erlaubt uns radikale Befreiungsschläge und eingebildete, phantastische Siege. Es ist der Weg des Glaubens und führt nach jeder bisherigen Erfahrung in die Lüge und den Abgrund. Ungestraft können wir nur gegen etwas sein, aber nicht für etwas.

Eine feine vertikale Differenzierung des Denkens, unserer Beweggründe, die weniger darauf abzielt, dass wir etwas für richtig oder falsch, für gut oder schlecht halten, als darauf, auf welchem Weg wir zu einer Unterscheidung gelangen. In dem Maße, in dem wir die

Bezugspunkte unseres Denkens definiert, je klarer wir sie ausformuliert haben, je deutlicher, strahlender und absoluter sie damit für unseren von Unruhe geplagten Geist werden, desto vernichtender stellen sie sich gegen eine Wirklichkeit, die auf jede Wahrheit sofort allergisch reagiert. Natürlich dient eine Gewissheit als Schmerzmittel in der Zerrissenheit unseres Bewusstseins, aber sie wirkt zugleich als Gift in unserer Lebenswirklichkeit.

Für die Auswucherung zum Absoluten, zur Gewissheit, ist die Erfahrung eines glücklichen Augenblicks ungleich viel anfälliger als es die Erfahrung des Schmerzes sein kann. Die Zahl der Menschen, die sich oder andere in ihrer Definition eines absoluten Leidens oder eines absolut Bösen zugrunde richten, ist völlig zu vernachlässigen gegenüber denen, die sich mit unzähligen Variationen des Idealen und Guten abkämpfen, und sich dabei totlaufen. Wir erschaffen uns kein unwirkliches Bild unserer Agonie, es gibt keinen absurden Widerstand, wohl aber entwickeln wir aus unserer Sehnsucht heraus ein irrales und absurdes Bild des Guten.

In unserer Kultur der allgegenwärtigen Beschwörung von Schönheit, Glück und Erfolg kommt das geradezu der Korrumpierung all dessen gleich, was wir wirklich als schön, angenehm und richtig erleben. Der Traurigkeit steht ein unheimliches, ein monströses Konvolut des Glücks gegenüber. Das grauenhafte Glück.

In welchem Rausch haben die Vollstrecker aller Religionen sich selbst und anderen Opfer abverlangt, haben ihren einseitigen Handel getrieben mit einem völlig gleichgültigen Schicksal. Hätten es die Religionen denn zu ihrer zynischen Meisterschaft im Töten und Vernichten gebracht, ohne sich im Delirium des absolut Guten

zu befinden? Schon angesichts jedes beliebigen Ausschnitts der Geschichte kommt es mir völlig unmöglich vor, einer Religion anzugehören.

Es ist kein historischer Zufall, dass das Werkzeug einer Hinrichtung zum Symbol des Christentums geworden ist. Die Faszination der Religion für den Tod hat etwas Widerliches, das sie mit ihrer hervorgekehrten Hinwendung zum Leben, zur Nächstenliebe oder zu einer natürlichen oder gesellschaftlichen Harmonie nur vordergründig kaschiert: Denn gerade in ihrem Nachdenken über eine grundsätzliche Rettung, über das Heil und die Wahrheit muss sie Kategorien erschaffen, die so absolut sind, dass sie in der isolierten Wirklichkeit menschlichen Daseins eine annähernde Entsprechung einzig im Tod finden können. Alle Religionen haben dem Tod eine exklusive Bedeutung beigemessen, natürlich nicht weil er wirklich das Tor zu einer anderen Existenz wäre, sondern weil er in den Augen der in absoluter Wahrheit Denkenden den einzigen Berührungspunkt zwischen ihren abenteuerlichen Konstruktionen und der gegenwärtigen, realen Existenz darstellt. Nur in der Idee des Todes berührt unser Leben die Idee des Absoluten. Nur wo die Religion den Tod für sich instrumentalisiert, wo sie die Nähe des Todes sucht und den Tod inszeniert, entgeht sie der vernichtenden Gleichgültigkeit, die ihr vom entfremdeten, sich einer grundlegenden Einflussnahme erfolgreich verweigernden lebenden Alltag des Menschseins entgegenschlägt.

Die Anhänger der Religionen, die Anhänger aller absoluten Glaubenslehren erliegen letztlich einer ähnlich verzweifelten Fixierung auf den Tod, wie ihr ein Selbstmörder erliegen mag. Erst indem sie Hand an das Leben legen, glauben sie zum Kern der Existenz vorgezungen zu sein. Was soll diese Sehnsucht nach etwas, für das es sich zu sterben lohnt? Wenn es sich lohnt,

wieso sterben? Eine abscheuliche, der absoluten Erlösung immanente Logik: Es muss geopfert, und besser zu Tode gefoltert werden, damit uns etwas Höheres gegeben werden kann.

Tod ist grundsätzlich sinnlos. Wenn wir töten, herrscht der Tod und gibt uns nichts mehr. In unzähligen archaischen Ausformungen einer verbissenen Umkehr dieser schlichten Realität sucht der Glaube seit Jahrtausenden seine Erfüllung.

Wäre Jesus ein guter Melancholiker gewesen, könnten sich die Gläubigen in der Kirche treffen, um ganz einfach die Sinnlosigkeit seines natürlichen Todes zu beklagen. Welche Erlösung.

Dem spirituellen Spiel mit dem Tod folgt das wirkliche Spiel mit dem Töten. Es gilt als Verbrechen, wenn ein Mensch einen anderen tötet, um sich an dessen Besitz zu bereichern. Keineswegs als Verbrechen gilt es, wenn Massen von Menschen andere Menschen niedermetzeln und dabei eine allfällige Beute in Schutt und Asche legen. Der Verbrecher handelt aus einem niederen Beweggrund, die Großgruppe vollbringt Höheres. Gerade in der keiner spezifischen Wirklichkeit und keinem spezifischen Nutzen mehr untergeordneten Legitimation des Tötens erfüllen sich Macht und Wahn der übergeordneten Idee. Es ist kein Kampf gegen einen wirklichen Feind oder für einen wirklichen Zweck, es ist ein Kampf für das Höhere, für das Endgültige und für die Gewissheit, letztlich ein Kampf für eine andere Wirklichkeit, die es natürlich nicht gibt – die es tragischerweise nicht einmal geben muss. Man kann einen Menschen bekämpfen, quälen oder ermorden, solange man sich in einem nachvollziehbaren Konflikt mit ihm befindet, um aber unterschiedslos die Individuen ganzer Volksgruppen auszuhungern oder gezielt zu vernichten, muss man sich auf eine höhere Wahrheit beziehen, im Namen einer

irrealen, von unserem taumelnden Geist in übergeordnete Sphären phantasierten Wahrheit handeln. Eine größere Wahrheit, die genau dadurch lebendig erscheint, dass sie Irrsinn und Verbrechen hervorbringen darf. Das ist nicht ein Kampf gegen bedrohliche Kulturen oder gegen böse Menschen – das Gemetzel soll explizit keine niedere, realistische Begründung haben, damit wir uns dahinter eine höhere vorgaukeln können. Die Untat muss zur Wirklichkeit werden, weil wir uns gerade aus ihrer Verwerflichkeit, ihrer Unfassbarkeit die Bestätigung für die Existenz des Übergeordneten konstruieren. Je kälter unser Vorgehen, desto brennender erscheint uns die erhabene Wahrheit, in deren Namen wir handeln – und je fadenscheiniger, je zweifelhafter die Wahrheit, desto rücksichtsloser müssen unsere Handlungen sie legitimieren. Es ist uns längst durcheinandergeraten, ob wir mit dem Glauben unsere Taten oder ob wir mit den Taten den Glauben rechtfertigen.

Ein völlig debiler Gott und ein völlig unerreichbares Glück strahlen in größter Pracht, wenn wir ihnen genügend Opfer bringen. Jeder angebliche Idealzustand existiert ausschließlich durch die sinnlosen Opfer, die zu seiner Errichtung benötigt werden. Das erste sinnlose Opfer löst die unvermeidliche Reihe weiterer sinnloser Opfer aus. Das Scheitern ist nirgends gewisser als bei jedem Schritt hin zum Guten – und sein Eingeständnis ist nirgends unmöglicher als mit dem Blut der Begeisterung an den Händen.

Wir schulden dieses ganze grauenvolle Spiel des Glaubens einzig unserer Exaltiertheit: gewissermaßen unserem unerbittlichen psychiatrischen Ordnungssinn, der es ums Verrecken nicht zulässt, dass unser Leiden ohne ein höheres Gegenüber bleibt.

Mit der nutzlosen Gewalt, durch die wir unsere im Grunde beliebigen Ideale in die Außenwelt tragen,

stillt unser Glaube seinen unersättlichen Hunger nach falscher Sicherheit und Bestätigung. Ob es eine subtile, innerliche Gewalt ist, mit der wir die eigene Wahrnehmung verbiegen, um den Visionen des Guten und Göttlichen teilhaftig zu werden, eine soziale Gewalt, mit der wir uns gegenseitig in die Rituale der Anbetung und Gefolgschaft zwingen, oder eine handfeste, mit der wir in höherer Mission Unterwerfung und Tod zelebrieren: Jeder Glaube ist immer Gewaltausübung an der Wirklichkeit.

Sein Gewinn äußert sich niemals in der Realität, sondern generiert sich einzig innerlich, in psychotischen Mechanismen, im Denken selbst. Der Effekt, der Nutzen des Glaubens beschränkt sich immer auf eine Einbildung. Eine Einbildung, die unsere Seele mit diffuser Selbstgewissheit und flüchtiger, betäubender Borniertheit und Eigenliebe tränkt.

Wer wirklich glauben will, wer den prekären Selbstbetrug der Glückseligkeit in aller Konsequenz anstrebt, muss im Grunde lernen, sein Gewissen zu missachten. Das Gewissen, über das wir mit evolutionärer Selbstverständlichkeit verfügen, hält uns im realen, bedrückenden Alltag gefangen und hindert uns an den Höhenflügen des Glaubens. Erst indem wir unsere einfache, selbstverständliche Menschlichkeit – der Doppelsinn dieses Wortes ist bezeichnend – außer Kraft setzen, können wir glauben, in höhere Sphären vorgedrungen zu sein.

Das ist das seelische Idealverhalten eines Soldaten, der am Bildschirm einen ‚Marschflugkörper‘ in ein ‚strategisches Ziel‘ leitet. Das ist die Erregung des ‚Helden‘, der sich einen Sprengstoffgürtel anlegt. Das ist die Logik des ‚Befreiers‘, der nur ‚zivile Opfer‘ zählt. Man kann nur hoffen, in all den Kirchen und Kriegen zwischendurch einem Menschen zu begegnen, der es ver-

steht, seiner Traurigkeit in die Augen zu sehen, für den der Wahnsinn der höheren Wahrheit keinen Reiz hat, und für den es nur zivile Menschen gibt.

Nachdem noch kein einziger Mensch in die Gnade Gottes eingegangen ist, hat man gelegentlich fast den Eindruck, dass wir in unseren despotischen Ausritten in das Reich des Absoluten letztlich auch nichts anderes ausleben, als die niedere Befriedigung der Rache. Eine ziellose Rache an der Missratenheit unseres Bewusstseins, ausgelebt wahlweise in beleidigter Selbstkasteiung oder gewalttätiger Grenzüberschreitung.

Jedem Melancholiker muss sogleich übel werden, wenn er sich positiver Verheißungen erfreuen soll. Zu einem derartig selbstverliebten Maß an Blindheit ist sein von der Traurigkeit geschärftes seelisches Sensorium nicht fähig. Dem Versuch einer Rettung durch den Glauben kann nur ein nicht eingestandenes, stumpfes, ein verborgenes Leiden zugrunde liegen, in dem statt einer Einsicht in die eigene Lage nur das Beleidigtsein schwingt. Gläubige sind zuallererst Verweigerer der Traurigkeit, sie tragen ein tödliches Maß an Eigenliebe mit sich.

Kalter Schweiß ist die einzige Antwort auf große Entwürfe. Bessere Welten, tausendjährige Reiche und ein anschließendes Jenseits gibt es nicht, sie gehören nicht zum Repertoire menschlichen Daseins.

Attila Boa

geboren 1966 in Bern, Studium der Philosophie und Theaterwissenschaft an der Universität Bern, auf Filmproduktionen in verschiedenen Positionen von Beleuchtung bis Regie tätig.

Lebt als Kameramann in Wien und im Waldviertel.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien